

KEIN SCHUBERT FÜR DIE SÜDSEE

Onaseuse, erste Sichtung am 20. Juli 1823 durch die Besatzung der Donna Carmelita

15° 31' S / 176° 11' O

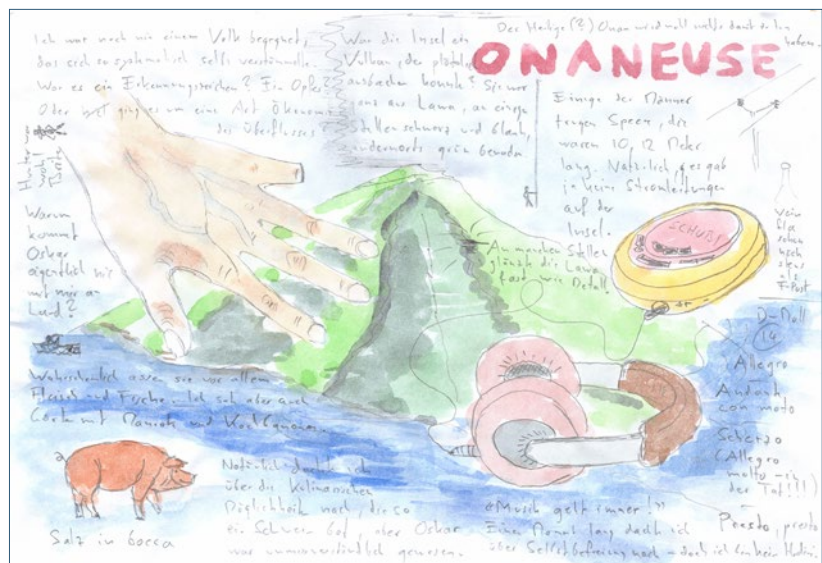
Ich hätte das nicht tun sollen. Das habe ich nun davon. Eben war ich noch ein gefeierter Gast, und nun liege ich gefesselt neben dem Lagerfeuer am Boden. Dabei fing alles so gut an. Der Häuptling, er soll ein Urenkel des großen Funafooah sein, dem Captain Hunter am 20. Juli 1823 die Hände schüttelte, hatte offensichtlich Freude an dem weißen Hemd. Er zog sich mein Geschenk sofort über und stolzierte damit lachend zu der Ecke, wo die Frauen sitzen. Auch der kleine Spiegel fand seinen Gefallen. Er betrachtete sich lange darin, etwas scheu zuerst, dann zufrieden, fast nachdenklich zuletzt. Von einer Mücke aus seiner Träumerei gestochen, hielt er das Glas seinen drei Söhnen hin, die sofort Grimassen schnitten. Das ganze Dorf schmunzelte. Auch das Schweizer Taschenmesser faszinierte ihn, vor allem der Korkenzieher. Allerdings glaube ich kaum, dass sich je eine Weinflasche auf diese abgelegene Insel verirren wird. Umgekehrt weiß ich indes auch nicht recht, was ich mit den Gegengeschenken anfangen soll, die Funafooahs Enkel mir bringen ließ. Den Korb voller Maniok werde ich mit an Bord nehmen können. Aber das dunkelbraune Schwein? Das Tier wiegt sicher mehr als hundert Kilogramm. Und Oskar, der Kapitän meines Schiffes, hatte mich ja gewarnt: «Damit das klar ist: Du bringst mir keine Wildsau mit!» Und dann diese hässliche Skulptur aus polierter Lava, sicher auch

zehn Kilo schwer. Keine Ahnung, was die darstellen soll, eine weibliche Brust vielleicht, aus der eine Heuschrecke wächst? Hat sicher kultische Bedeutung. Schade, kann ich nicht fragen, haben wir außer dem Lächeln keine gemeinsame Sprache. Allerdings spielt das nun wohl auch keine Rolle mehr. Maniok und Figur wurden wieder weggeräumt, die Sau in die Koppel zurückgeführt.

Der Häuptling und seine Krieger haben sich ein paar Meter von mir entfernt im Kreis

versammelt und starren böse auf meinen Walkman mit dem teuren Kopfhörern, der im Gras liegt und jetzt den zweiten Satz aus dem D-Moll-Quartett von Schubert spielt. Die Männer kommen mir nun plötzlich sehr kriegerisch vor, mit dieser weißen Paste in ihrem Haar, mit ihren glänzend polierten Keulen und den nach oben gekämmten Augenbrauen. Allerdings stehen ihnen ihre Frauen nicht viel nach. Fast alle haben sich die Wangenknochen perforiert, das Blut darum herum im Kreis verteilt, schaurig-schöne Male. Und ausnahmslos alle haben sich an der linken Hand den kleinen Finger abgehackt, am zweiten Glied – sogar die Kinder. Und wenn sich die Onasesianer selbst schon so etwas antun, wie gehen sie dann wohl erst mit ihren Feinden um.

Ich habe diese Männer noch nie kämpfen sehen, aber ohne Zweifel sind sie gut darin. Ich frage mich allerdings, was sie wohl mit diesen langen Speeren anfangen, einige dürften zehn Meter messen oder gar zwölf. Es gibt zwar kaum Bäume auf Onaseuse, in denen sie sich verheddern könnten, denn die Insel ist «zur Gänze aus Lava, an manchen Stellen fast wie Metall», wie der erste Offizier der Donna Carmelita in seinem Bericht festhielt. Aber im Kampf stelle ich mir so lange Spieße eher unpraktisch vor. Vielleicht haben sie ja auch nur symbolische Bedeutung, sind



es Zeichen der Macht. Oder könnten es Hinweise auf die Dimensionen ihrer Geschlechtsorgane sein? Ich habe mal eine Ausstellung über Peniskalebassen gesehen, die hatten so eine indikative Funktion. Ich schau mir die Körper der Männer mit den längsten Speeren an, doch ich kann an der Ausbeulung ihrer dicken Lendenschürzen nichts erkennen, das meine These stützen würde.

Einer hat seinen Speiß, nur etwa vier Meter lang, gegen meinen Walkman gerichtet, aus dem jetzt das Scherzo trällert. Mit ruckartigen Bewegungen sticht er wieder und wieder in das Polster des Kopfhörers, der diese Behandlung wohl nicht mehr lange überstehen wird. Was werden sie wohl mit mir anstellen. Werden sie mich foltern? Von einem Felsen werfen? Hockt irgendwo in einer Höhle ein Riesenaffe, dem sie mich als Opfer darbringen werden? Ich weiß ja nicht einmal, ob ich nicht bei Kannibalen gelandet bin. Vielleicht bereitet eine der Frauen bereits eine Marinade für mich vor, klemmt man mir gleich einen Apfel zwischen die Zähne.

Der Empfang war mehr als freundlich, fröhlich geradezu. Offenbar hatten sie ihre helle Freude an dem Gast mit den komischen Kleidern. Aber es hätte mir auffallen müssen, wie ruhig es auf der Insel ist. Da trällert kein Vogel, da heulen keine Hunde, da zirpen keine Grillen – und auch die Menschen singen nicht und sprechen fast nur im Flüsterton. Wie oft wurde ich auf dieser Welt mit polyphonen Gesängen empfangen, wie oft jodelte, gurgelte, krächte und tremolierte man mir den Willkomm in den ungewöhnlichsten Tonfolgen zu. Auf Onaseuse aber: nichts, nur stummes, freundliches Grinsen.

«Musik geht immer», fiel mir Oskars Mantra ein, als das Lächeln und Gegenlächeln zwischen dem Häuptling und mir etwas steif, etwas allzu grimassierend wurde. Und Oscar hat ja viel Erfahrung im Umgang mit fremden Völkern. Also setzte ich dem Häuptling, noch während er an seinem Korkenzieher herumdrehte, sorgfältig meine Körper auf und schaltete den CD-Player ein. Zugegeben, die Lautstärke war wohl etwas hoch und das Quartett beginnt ja mit einem ziemlich Knaller. Aber mit einer solchen Reaktion hatte ich nicht gerechnet. Wie von der Tarantel gestochen fuhr Funafooahs Enkel hoch, ließ das Taschenmesser und den Spiegel fallen, der in Stücke zerbrach,

griff sich mit entsetzter Mine an den Kopf, riss sich den Hörer von den Ohren und schleuderte ihn in hohem Bogen davon, gefolgt von dem Walkman, den mir das Kabel aus den Händen fetzte.

Auf einen Schlag war jedes Anzeichen von Freundlichkeit aus den Gesichtern meiner Gastgeber gewichen. Der Häuptling streckte feindselig seine Keule gegen mich aus, vier seiner Krieger stürzten sich auf mich, rangen mich zu Boden, schnürten mich fest. Alle anderen bildeten einen weiten Kreis um meinen Walkman, der wie ein seltsames Insekt am Boden lag und weiter leise vor sich hin säuselte. Keiner traute sich näher als drei Meter an das Ding heran. In einigen Gesichtern las ich Angst, in anderen eher Wut. Die Kinder klammerten sich an den Beinen ihrer Mütter fest. Einer der Söhne des Häuptlings war davon gerannt und beobachtete die Szenerie von einem nahen Felsen aus.

Jetzt legt die Bratsche endlich das Motiv für die finale Passage vor, kommt das Quartett nochmals hastig ins Galopp. Der gepikste Kopfhörer tut immer noch seinen Dienst. Endlich der letzte Akkord, dann ein leises Klicken. Die Platte ist zu Ende.

Vorsichtig nähert sich der Häuptling dem Walkman, dicht gefolgt von seinen Kriegern. Der Kreis um Schubert wird enger und enger und dann schlagen die Männer mit ihren Keulen zu, wie wild hauen sie wieder und wieder auf die kleine Maschine ein. Ich höre, wie die Plastikteile zersplittern, wie die Metallteile aus der Mechanik gesprengt werden. Nach kurzer Zeit haben sie meinen Walkman pulverisiert. Nun stemmt der Häuptling beide Fäuste gegen den Himmel. Siegerpose, aber ohne Ton. Dann wendet er sich mir zu. Lächelt er wieder? Oder grinst er doch eher böse? Ein altes Weibchen humpelt herbei und legt dem Chef beschwichtigend die Hand auf den Unterarm. Ist das die Mutter? Hoffentlich hört er auf sie. Die Gruppe bewegt sich langsam auf mich zu. In dem Moment kommt mir in den Sinn, dass ich, so verschnürt wie ich da liege, wohl ganz ähnlich aussehe wie der Walkman, den sie eben in ihre tonlosen Jagdgründe geschickt haben. Ich versuche, keinen Laut von mir zu geben, schließe die Augen. Gott, was wäre wohl passiert, ich hätte dem Häuptling die Sex Pistols auf die Ohren gelegt.

Dieser Text erschien erstmals am Samstag, 19. September 2020 in der Neuen Zürcher Zeitung, S. 51.